

Andreas Denk: Einer heutigen Lehre des Entwerfens können wir uns über zwei Pole des Wissenschaftlichen und des Künstlerischen nähern. Wie weit kann eine Lehre des Entwerfens gehen? Wie stark lässt sie sich systematisieren? Und wie sehr kommt der „Wurf“ als Ergebnis kreativer Technik ins Spiel? Wie weit können innerhalb einer systematisierten Lehre intuitive, nicht rationale Faktoren bestimmt werden? Ist Architektur, wenn sie systematisch gedacht wird, eine Wissenschaft, und ist sie eine Kunst, wenn sie nicht systematisch entworfen wird?

könnte sich in der Tat die Frage stellen, ob Grundlagen und Methoden heute noch eine Relevanz haben.

Bienefeld: Das impliziert, dass es früher solche verbindlichen Grundlagen gegeben hat. In diesem Zusammenhang scheint der alte Spruch, Architekt sei man erst ab 50, eine gewisse Berechtigung zu haben: Es kommt weniger auf eine Methodik als auf ein Auffüllen des eigenen Archivs an, das einen Entwerfer in die Lage versetzt, auf Dinge zu reagieren, die der Ort vorgibt. Diese

wenigsten Sorgen machen, da sie ohnehin ihren Weg gehen, und keine „falsche“ Lehre daran etwas ändern kann. Aber für die vielen anderen ist es sehr wohl notwendig, Grundlagen und Methoden an die Hand zu bekommen.

Bienefeld: Methoden und Grundlagen ersetzen nicht den Erfahrungs- und Erlebnis-Fundus, den ich verstanden habe und auf den ich zurückgreifen kann. Seit den Ägyptern bis zur Renaissance hat man in akzentuierten Räumen gelebt, hatten Neubauten

Der ewige Zweifel

Ein Gespräch über das Entwerfen zwischen

Uwe Schröder, Nikolaus Bienefeld und Andreas Denk

Nikolaus Bienefeld: Dahinter steckt natürlich nicht nur die Frage, wie viel Systematik ein Entwurf braucht, sondern auch, wie verbindlich eine Systematik sein kann.

Uwe Schröder: Die Frage nach einer verbindlichen Entwurfslehre ist nicht eindeutig zu beantworten. Wenn man von einer Lehre des Entwerfens spricht, muss man davon ausgehen, dass es Dinge gibt, die verallgemeinerbar sind, das betrifft also Grundlagen und Methoden, die in der Lehre vermittelt werden und von denen wir glauben, dass sie eine Bedeutung für viele haben. Auf der anderen Seite müssen wir immer mehr feststellen, dass die gegenwärtige Architektur das Generelle oder Allgemeine nicht widerspiegelt. Zumindest ist es nicht ihr wesentlicher Charakterzug. Vielmehr stellen wir fest, dass sie stark von individualisierender Tendenz geprägt ist. Aus dieser Perspektive

Befähigung erwirbt man nicht innerhalb des Studiums, sondern erst im Laufe der Berufstätigkeit. Natürlich gibt es Ausnahmen: Den Genius gab es schon immer, aber er ist gerade heute weit verstreut.

Schröder: Man kann bereits im ersten Studienjahr Begabung ablesen, sieht, dass es zwischen jenen und den vielen anderen einen Unterschied gibt. Natürlich lernen alle etwas dazu. Aber der Abstand zwischen diesen Wenigen und den Vielen bleibt meiner Erfahrung nach bestehen. Für die Wenigen würde ich das, was Nikolaus Bienefeld gesagt hat, gelten lassen: Für diejenigen, die die Begabung zur Disziplin, zum Beruf, zum Architekten schon in sich haben, trifft das nicht zu. Aber um sie müssen wir uns am

räumlichen Bezug zur Stadtstruktur, hat man architektonische Qualität unmittelbar vor Augen gehabt. In einem guten Raum aufzuwachsen, seine spezifischen Eigenschaften gewissermaßen zu inhalieren, ist sicher ein wesentlicher Erfahrungswert, um solche Dinge selbst weiter zu tragen. Aber solche Erfahrungen können wir heute nur noch in geringem Maße und nur an speziellen Orten machen.

Schröder: Wenn man diese räumlichen Werte nicht erlebt hat, spricht umso mehr dafür, dass die Lehre über Raumwahrnehmungen und -empfindungen sprechen muss, und dass genau hier eine Schule des Sehens, eine Schule des Entwerfens ansetzen könnte, die den Blick für die Dinge schärft – unabhängig davon, ob wir in intakten städtischen räumlichen Verhältnissen aufwachsen oder nicht. Es muss eine systematische Lehre des Entwerfens geben, weil

wir nicht darauf vertrauen können, dass Architektur von Einzelnen nur aus sich selbst heraus hervorgebracht werden kann.

Bieneffeld: Das habe ich auch nicht gemeint. Es kann gar nicht aus einem Einzelnen selbst heraus kommen, aber es kommt aus der Erfahrung und der Aufnahme, die die Umgebung ermöglicht. Nur aus der sehenden Analyse kann ich erkennen, was sich in Harmonie entwickeln kann, woran man sich erfreut und was in der Gemeinschaft funktioniert.

Denk: War dieses Bestreben nach einer Objektivierung des Gegenstands des Entwurfs nicht immer da? Wenn man auf die frühen relevanten Architekturschriften zurückblickt, sticht ins Auge, dass die beiden wichtigsten Traktate bis zur Aufklärung – nämlich Vitruv und Alberti – jeweils eine Art Entwurfslehre enthalten. Bei Vitruv kann man mit Hilfe der Proportionsreihen der Säulenlehre entwerfen, bei Alberti mittels der sechs Grundbegriffe der Architektur. Wenn es nur um die Festschreibung von Erfahrungswerten gegangen wäre, wären die meisten dieser Ausführungen rein deskriptiv aufzufassen. Sie sind aber eindeutig normativ, um eine einheitliche Entwurfspraxis zu gewährleisten: Für Vitruv waren die Missstände in der Architektur ausdrücklich so groß, dass er meinte, bis hin zu den Ursprüngen der Architektur gehen zu müssen, um Bedeutung und richtiges Verstehen des Metiers zu gewährleisten. Und damit auch ganz bestimmt nichts schief geht, leitet er aus diesen Urgründen nicht nur die modulgebenden Säulenordnungen ab, sondern legt mit dem *decorum* sogar ihre Anwendungsmöglichkeit fest. Bei Alberti ist die Abfolge der Basiselemente der Architektur von der *regio* zur *apertio* nichts anderes als eine kleine, in italienisch geschriebene Entwurfslehre, die selbst dem größten toskanischen Deppen an die Hand geben soll, wie die Abfolge der Entwurfsschritte von der Gegend bis zum Fenster erfolgen soll.

Bieneffeld: Das ist richtig und zeigt, dass Architekten in früheren Zeiten eine viel höhere Zivilität hatten und selbst kleine Abweichungen als fatal empfunden wurden. Daher auch der Lehrcharakter dieser Bücher. Der Architekturstudent heute muss jedoch ein viel größeres Pensum erarbeiten, weil er den einschlägigen Fundus von der Kindheit bis zum Studium nicht oder nur in geringem Maße aufnehmen kann.

Schröder: Welcher Fundus? Die Bewertung, dass früher alles besser war und heute alles schlechter, greift zu kurz. Wir müssten dafür erst einmal feststellen, ob das, was wir heute als städtische Räumlichkeit bewohnen, im Vergleich zu einer früheren Form der Stadt im Nachteil ist. Heute ist die räumliche Gestalt der Stadt zwar nicht mehr homogen und in ihren Bedeutungen nicht mehr einheitlich. Aber diese Heterogenität ist nicht zwingend ein negatives Kriterium.

Vielleicht stellt sich in der Folge dieser Entwicklung das Aufzunehmende vielfältiger dar. Aber im Kern geht es um ähnliche Dinge. Dem Wesen nach ist die Architektur auch heute noch dazu da, Räume zu stiften und zu fügen. Gerade auf diesen Wesenskern der Architektur, an dem sich erst einmal nichts geändert hat, könnten wir uns doch auch in Bezug auf eine Entwurfslehre verständigen.

Bieneffeld: Ja, das ist überhaupt keine Frage. Im Gegenzug will ich ein Beispiel nennen: Man schickt Studierende auf den Kölner Barbarossaplatz und gibt ihnen die Aufgabe, dort den Platz zu erkennen. Es sind eigentlich nur noch Verkehrszeichen und Leitungsführungen zu erkennen, nicht jedoch die eigentliche Raumabgrenzung.

Deshalb markiert jeder der Studierenden den Platzraum an der Bürgersteigkante und nicht an der Hauskante...

Schröder: Genau das müssen wir erlernen. Es ist offensichtlich in der Regel nicht so, dass wir mit einem fein eingestellten Sensorium das Studium beginnen, und dass wir die wesentlichen Dinge schon erkennen könnten. Was ich vorhin in Bezug auf die Heterogenität der Stadt gesagt habe, gilt in gleicher Weise für die Heterogenität unserer Vorstellungen, was Stadt ist oder sein könnte. Und gleiches gilt auch für die Bedeutung, die der Begriff „Raum“ in diesem Zusammenhang hat. Es gibt eben nicht nur eine Vorstellung von Raum, sondern verschiedene. Die Stadt stellt sich nicht mehr als einheitliche und gebundene Räumlichkeit dar, sondern mit einer Vielfalt unterschiedlichster Räume, die sich aus der Geschichte heraus gebildet haben.

Denk: Bringen wir Nikolaus Bieneffelds Position noch einmal auf den Punkt: Es geht, wenn man entwerfen lernen will, darum, eine entsprechende Fülle guter Beispiele in allen räumlichen, formalen und materiellen Facetten wahrgenommen zu haben, um einen Fundus zu bekommen, aus dem man schöpfen kann und aus dem sich dann Kriterien und Vorbilder für das ableiten lassen, was man selber tun möchte...

Bieneffeld: Das ist sicher eine gute Voraussetzung. Deshalb ist es unser Bestreben, sich auf möglichst vielen Exkursionen gute Beispiele anzusehen. Die meisten Studenten leben in Vorstadthäusern ohne Diele, links das WC, rechts der Ausgang ins Obergeschoss, das war es dann schon. Von Empfang und Raum – keine Spur. Jenen zu erklären, wie der Ritus und der Raum des Wohnens aussehen kann, ist nicht nur schwer, sondern bei den meisten fast unmöglich, weil das Hauptziel heute nur noch ist, Dinge ökonomisch zu gestalten – und nicht räumlich.

Nikolaus Bienefeld,
Aluminiumtisch
Fotos: Lukas Roth



Denk: Wie lassen sich die geschauten, analysierten und im besten Fall verstandenen Beispiele so verankern, dass sie zur Grundlage eines Transfers in den eigenen Entwurf werden können? Was könnte das methodisch bedeuten?

Bienefeld: Das ist ein schwieriger Prozess und nur mit einer kleinen Klientel zu machen. Der Großteil der Studierenden kann

es nicht – konnte es noch nie. Das ist nicht als Herabstufung gemeint: Natürlich können auch die weniger Begabten Architektur mitgestalten, und dabei sind sie sogar wesentlich: Wer nicht entwirft, arbeitet meist in Ämtern und Verwaltungen und hat dabei die entscheidende Aufgabe, zu erkennen und zu wissen, wann etwas Gutes auf dem Tisch liegt.

Schröder: Ich glaube nicht, dass unsere Städte von wenigen entworfen, weiter- und umgebaut werden, sondern von vielen. Deshalb müssen wir uns vor allem um diejenigen kümmern, die nicht mit einer großen Begabung gesegnet sind. Entwurfslehre bedeutet doch nicht, Exkursionen zu machen und Orte aufzusuchen. Das ist selbstverständlich und gehört zum Architekturstudium dazu, genauso wie es dazugehört, sich durch Bücher oder andere Medien über Architektur zu informieren. Aber das alleine reicht nicht aus: Entwerfen heißt, eine Vorstellung, die man zuvor in seinen Gedanken begrifflich oder bildhaft geformt hat, auf das Papier zu bringen. Es ist falsch, die Studierenden vor ein leeres Papier zu setzen und ihnen nichts an die Hand zu geben außer dem, was sie vielleicht an guten Beispielen gesehen haben. Dafür gibt es methodische Grundlagen. Natürlich sollte man über Raum nachgedacht haben und wissen, was der Begriff beinhaltet. Natürlich sollte man seine Wirkungen begreifen, den Raum als Phänomen kennengelernt haben. Und man muss wissen und verstehen, dass Architektur ein lokales Phänomen ist, also mit Orten zu tun hat. Es ist selbstverständlich, dass man methodische Grundlagen vermittelt, dass man sich beispielshalber zunächst mit dem Ort, seiner Geschichte und seinen Schichtungen auseinandersetzt und sich infolge darüber Gedanken macht, wie das zu Entwerfende räumlich strukturiert ist.

Bienefeld: Das ist für mich Analyse und damit eine Herangehensweise, die es seit Jahrhunderten gibt, und die setze ich voraus. Ich gehe aber davon aus, dass allein

das strukturierte, analytische Herangehen und das Erarbeiten des Ortes letztlich dem Einzelnen, der kein begnadeter Entwerfer ist, nicht grundsätzlich helfen wird.

Schröder: Aber die Methode, die Analyse heißt, bietet erst einmal eine Grundlage. Der Begabte wird möglicherweise ganz intuitiv auf den Ort reagieren. Demjenigen, dem das nicht gegeben ist, muss das Mittel der Analyse vermittelt werden, um in den Prozess des Entwerfens hineinzukommen.

Denk: Wie sieht im Gegensatz zum Sehen und Erleben Bienefelds Ihre Methode aus, mit der Sie analytisch anderen helfen, Sensibilität für einen Ort entwickeln?

Schröder: In dem man zunächst auf die verschiedenen Schichtungen eines Ortes aufmerksam macht. Ich würde Analyse als einen Vorgang des Auffindens, des Auflörens und des Auslegens erklären und ferner auf die verschiedenen künstlichen, natürlichen, gesellschaftlichen und zeitlichen Ebenen hinweisen, aus denen sich Orte zusammensetzen.

Denk: Paare wie Kunst und Natur, Gesellschaft und Zeit helfen tatsächlich dabei, bestimmte Schichten eines Ortes zu erklären. Aber ist das, was den Ort insgesamt ausmacht, was man eben nicht rational erfassen kann, was aber einer Stelle eingeschrieben ist, was man nur spüren kann, das, worum es eigentlich geht?

Schröder: Ja, aber es reicht nicht aus, einer Atmosphäre nachzuspüren. Es geht darum, zu erkennen, welche Elemente Atmosphären hervorbringen, diejenigen Elemente, die prägend für einen Ort sind, zu isolieren und zu lokalisieren. Ich betrachte dann den Ort nicht mehr nur als Formation – also als eine aus stofflichen Elementen zusammengestellte Situation – sondern nehme sie vielmehr räumlich wahr. Und mit dieser räumlichen Wahrnehmung bin ich bei dem Begriff der



Atmosphäre oder auch dem des Charakters. Ich werde mir also darüber Gedanken machen, was seine Bestimmung konstituiert und welchen Beitrag die Architektur dazu leisten kann. Es ist ja nicht ausschließlich Architektur, die Atmosphären erzeugt, son-

dern es sind auch die vielen anderen Konstituenten, die als Füllwerk der Architektur erscheinen.

Nikolaus Bienefeld,
Holzstuhl
Fotos: Architekturbüro
Bienefeld



Bienefeld: Ich bin seit fast fünf Jahren dabei, diese Dinge zu vermitteln, stelle aber fest, dass die Vermittlung bei einem klei-

nen Prozentsatz derjenigen fruchtet, die über sich hinauswachsen und versuchen, den Dingen auf den Grund zu gehen. Der Großteil schaut nur, dass er die Studiumsprozedur durchschwimmt. Diese Studenten

zu mobilisieren, zu fesseln für die wichtigen Kleinigkeiten wie einen Türgriff, der eben auch Architektur ist – und nicht nur für die vermeintlich großen Dinge – ist extrem schwer.

Schröder: Bei der Herangehensweise an eine Entwurfsaufgabe helfen nicht nur das Programm, das beschreibt, was in Form eines Hauses oder eines Stadtteils entworfen werden soll, sondern vor allem Idee und Konzept. Und was diese sein könnten, wie man zu ihnen gelangt, kann vermittelt werden. Zwar haben alle Studierenden unterschiedliche Vorbedingungen, aber allen kann man ein Handwerkszeug, ein Rüstzeug an die Hand geben. Sie haben alle den Kopf voller Erfahrungen, die sie gemacht haben, sie alle haben in ihrem Archiv viele Bilder abgespeichert. Was sie aber meist nicht haben, ist eine Vernetzung zwischen den Bildern, den Gedanken, den Erfahrungen und Erlebnissen, den Räumen, die sie kennengelernt haben, und der Architektur.

Denk: Man kann bei jedem die Begeisterung für Palladios Villa Rotonda wecken. Aber die Begeisterung des Seh-, Raum- und Landschaftserlebnisses muss transferiert werden, wenn sie analog in etwas Eigenes einfließen soll. Kann es eine Systematik geben oder eine andere Hilfestellung, mit der sich dieser Pool von Erfahrungen, Seherlebnissen und Raumgefühlen so objektivieren, übersetzen und anwenden lässt, dass es zum eigenen Entwurf reicht?

Bienefeld: Ich kann mir vorstellen, dass das möglich ist. Aber nicht in unserer momentanen Situation mit diesen Massen an Studenten...

Schröder: Aber gerade die große Zahl macht es erforderlich, dass wir darüber nachdenken, ob und wie wir allen etwas mitteilen können, das für alle auch eine gewisse Gültigkeit hat. Entwurfliche Probleme sind schnell sehr komplex. Hausbau

bedeutet Stadtbau, Eingriff in die Stadt, die Stadt ist unüberschaubar komplex. Wie nähere ich mich einer solchen Aufgabe, woher kommt die Idee. Eine heuristische Herangehensweise hilft, komplexe Sachverhalte mit einfachen Sachverhalten zu vergleichen und durch Übertragung zwar eigentlich wesensfremder, aber strukturell ähnlicher Dinge zu bestimmten Lösungsansätzen zu kommen, ohne den komplexen Sachverhalt wie den der Stadt in Gänze durchschaut zu haben.

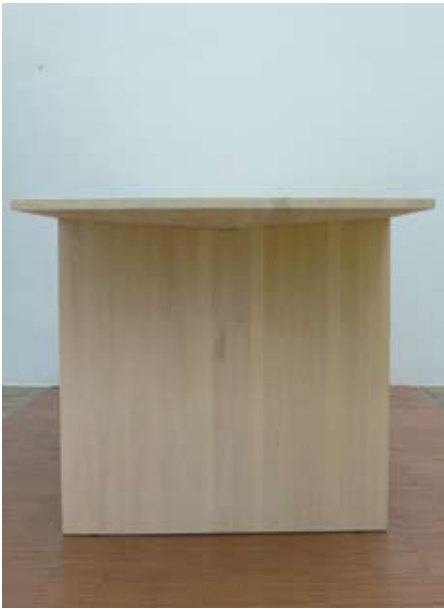
Bienefeld: Zum Beispiel?

Schröder: In einer ersten Entwurfsübung des ersten Semesters sollen die Studierenden eine kleine existentielle Zelle für eine Person entwickeln. Als Vorübung stellen sie ihren eigenen anthropometrischen Maßstab her, um ihren Körper und infolge die Gegenstände, die sie umgeben, wie die Wohnung, die Möbel usw. zu vermessen, um sich die Beziehung zwischen dem Körper und den Dingen bewusst zu machen. Für das Entwerfen des kleinen Raums geben wir ein *Memory* von Begriffen und Bildern vor. Es sind zunächst einfache Bilder wie ein Spinnennetz, ein Schneckenhaus, ein Turm, die einen strukturellen und auf die Architektur übertragbaren Charakter haben. Daneben haben wir auf den Karten Begriffe wie „Faltung“, „Knoten“ oder „Gewand“ geschrieben. Aus diesem *Memory* ziehen die Studierenden je eine Begriffskarte und eine Bildkarte, die sie als Idee oder Konzept in ihre Entwürfe übersetzen sollen. Bilder und Begriffe, die ohnehin im individuellen Speicher vorhanden sind – die vielleicht nicht so ideal sind, wie Nikolaus Bienefeld es sich wünscht – lassen sich aktivieren und als Analogien und Metaphern auf Architektur übertragen. Gefordert ist nicht die Abbildung, sondern die Übertragung: Der zu entwerfende Raum wird nicht zum Schneckenhaus, aber vielleicht sein Prinzip, wenn er von kleineren zu größeren Raumkompartimenten fortschreitet oder die Geometrie einer Spirale annimmt... Und in gleicher Weise – das ist schön zu sehen – funktioniert das mit Wor-



ten und Begriffen. Die Erstsemester merken, wie Begriffe und Bilder über den Transfer als Idee oder Konzept räumliche Gestalt annehmen und mit Architektur in Verbindung gebracht werden können.

Bienefeld: Das ist sicher eine Möglichkeit, den Einzelnen aus seiner Verkrampfung zu lösen, aber ist es auch eine Methodik?



Schröder: Ja, ich denke, dass es eine Methode ist, weil der Prozess fortschreitet und zum konzeptionellen Entwerfen führt. Der Ansatz stellt notwendige Verbindungen her, führt zum vernetzten Denken. Später soll diese Herangehensweise ermöglichen, an die Stelle einfacher Bilder komplexere Gedankengebilde treten zu lassen. Theoretische Beiträge oder eine bestimmte Vorstellung vom Wohnen können dann auch mit einer entsprechenden Architektur in Verbindung gebracht werden. Von Entwurfsaufgabe zu Entwurfsaufgabe werden die Anforderungen komplexer. Es ist dann nicht mehr ein *Memory* aus Bildern und Begriffen, sondern beispielsweise ein literarischer Text, der hinzutritt.

Bienefeld: Ich halte dies dennoch lediglich für eine Lockerung, um die Verkrampfung der Geistes zu lösen. In meiner Wahrnehmung bekommt das Entwerfen durch das Prinzip der Analyse den größten Input. Die existentielle Auseinandersetzung mit dem Ort, der Geschichte, läuft auf das intensive Erarbeiten einer besonderen Situation hinaus, auf eine Setzung, die so und nicht anders sein kann. Diese Haltung, bis zur Selbstaufgabe daran zu arbeiten, etwas Gutes hinzubekommen, muss man mit allen Mitteln verteidigen, bis sie widerlegt ist. Ob so etwas in der „freien Wirtschaft“ andauernd anwendbar ist, ist nicht entscheidend. Wenn ein Student dieses existenzielle Prinzip einmal verstanden hat, dass es ihn prägt und er in diesem Geist „dabei“ ist, hat man viel gewonnen.

Denk: Das ist viel verlangt. Warum muss das so sein?

Bienefeld: Es geht nicht nur darum, Großprojekte zu verwirklichen, sondern auch die kleinen Dinge großartig zu lösen und dabei die gleiche Befriedigung zu erfahren – und wenn es nur ein Gespräch ist, in dem man das Gegenüber von seinen Werten überzeugt und vielleicht sogar mitreißt.

Denk: Wie gelingt es Ihnen, die Studierenden dafür zu sensibilisieren?

Bienefeld: Das geht nur über einen längeren Zeitraum. Es ist ein langer Prozess, der nicht über eine Methodik zu lösen ist, sondern nur mit dem Vorbild der eigenen Haltung, die ich vorlebe, die an mir ablesbar ist. Das ist entscheidend.

Denk: Sie könnten dann im Prinzip auf das Medium der Hochschule verzichten. Das eigene Beispiel lässt sich doch am besten im eigenen Büro vorleben. Sie könnten, wie es früher war, „Lehrlinge“ haben. Bei Poelzig hat man nicht studiert, sondern man hat im Büro gearbeitet.

Schröder: Es ist doch eigentlich auch heute noch so: Wir treten als Lehrende ja nicht plötzlich aus unserer Haltung als Architekten heraus. Über die eigene Person vermittelt sich auch eine Haltung, eine Vorstellung von Architektur. Wäre es nicht so, würden Orientierung, Reflexion, Widerspruch und Unmittelbarkeit fehlen.

Denk: Aber Sie haben sich vorhin, wenn ich recht verstanden habe, eindeutig gegen das Prinzip der „Meisterklasse“ ausgesprochen.

Schröder: Keineswegs. Richtig ist vielmehr, dass auch diejenigen, die das Rüstzeug bereits mitbringen, Forderung und Anforderung benötigen. Es kann in der Entwurfslehre nicht allein darum gehen, die individuelle Lösung einer Aufgabe hervorzubringen. Architektur zielt in erster Linie auf das Allgemeine. Das Individuelle ist dem Allgemeinen unterstellt und wird diesen Rahmen bestmöglich ausfüllen. Es geht also auch darum, sich allgemeine und verallgemeinerbare Gedanken darüber zu machen, was Wohnen gegenwärtig und zukünftig bedeuten könnte. Und diese generelle und allgemeine Anforderung ist wiederum vielen vermittelbar.

Denk: Dann geht es dabei um eine allgemeine Ethik des Entwurfs, die vermittelt wird?

Schröder: Ich würde nicht so hoch greifen wollen...

Denk: Wenn man von den formalen Kategorien des Entwerfens zu sozialen fortschreitet, kommt man zwangsläufig zu einem gesellschaftlich orientierten Segment des Entwerfens, das entweder marktpolitisch ökonomisch begründet werden kann oder soziologisch. Diese Entscheidung über die Ausrichtung des Entwurfs ist immer ein ethischer Ansatz.

Schröder: Ethik bestimmt den Hintergrund. Albertis Idee der Stadt ist nicht von seiner Vorstellung der städtischen Gesellschaft zu trennen. Seine Architektur spiegelt diese Auffassung wider. Aber ich möchte das Entwerfen nur nicht zu sehr in einen soziologischen Zusammenhang stellen, sondern würde einen Schritt zurücktreten und eher von Gemeinschaften sprechen. Wenn man das Wohnen bedenkt, könnte man vereinfachend von Einsamkeit und Gemeinsamkeit sprechen. Dieses Verhältnis lässt sich vom Haus auf die Stadt übertragen. Und dann sind wir da, wo wir eben schon vorbeigekommen sind – nämlich bei der Berücksichtigung des Ortes, der mehr ist als Physis, und bei der Atmosphäre, die mehr ist, als eine stoffliche Umgebung. Der Begriff der Räumlichkeit eines Ortes ist umfassend zu verstehen.

Denk: Wäre es angesichts der großen Zahl Studierender, mit denen wir es heute zu tun haben, nicht methodisch richtig, zunächst einmal eine ethische Haltung näher zu bringen, die beinhaltet, dass Architektur eine Sache der Gemeinschaft und nicht der Selbstbestätigung, des Auslebens und der Dokumentation eines formalen Könnens ist. Dann wäre es nicht so wichtig, was jeder Einzelne tut, sondern in welchem Geist er es tut...



Uwe Schröder, Haus
auf der Hostert, Bad,
Bonn 2003-2007,
Foto: Stefan Müller

Schröder: Das ist sicher auch richtig, betrifft aber die Entwurfslehre nur einenteils, anderenteils sind auch Fächer und Disziplinen angesprochen, die das Studium der Architektur in der Gesamtheit ausmachen. Natürlich wäre es wünschenswert, wenn im Rahmen des Studiums ein demgemäßer Ethikunterricht vorgesehen oder – allgemeiner noch – Vorlesungen zur Philosophie obligatorisch wären. Aber das bildet in der Struktur der Lehre allenfalls einen Hintergrund.

Denk: Also geht es bei Ihrer Entwurfslehre eher um eine Ausbildung formal-ästhetischer Dinge?

Schröder: Es geht nicht allein um das Formale, vielmehr um das Räumliche, um Ästhetik im Sinne einer allgemeinen Wahrnehmungslehre. Ich trete als Lehrer mit meiner Auffassung für eine Vorstellung von der Räumlichkeit der Stadt ein, wie sie zu pflegen, zu erweitern, wie sie zu gestalten ist. Diese Betrachtung bildet den Hintergrund, vor dem ich die einzelnen Lektionen des Entwerfens beschreibe und versuche, zu vermitteln. Im übrigen ist ohnehin klar, dass wir alle eine kulturelle und gesellschaftliche Vorstellung unserer Disziplin in uns tragen.

Denk: Glauben Sie, dass dieser Anspruch heute noch verbindlich ist?

Schröder: Wenn ich darüber spreche, ist das der Wunsch, das es so wäre. Ich hoffe, dass wir vor diesem Hintergrund in der Lehre tätig sind. Wenn es nicht so ist, müssen wir uns fragen, ob und warum die Vermittlung dieser Inhalte im Studium der Lehrergeneration gescheitert ist.

Denk: Das Verlangen nach einer Systematik einerseits, das Uwe Schröder zu erkennen gegeben hat, und der Wunsch danach, über das persönliche Vorleben eine besondere Sensibilität zu vermitteln, wie es Nikolaus Bienefeld beabsichtigt, sind die Pole unserer

Diskussion und entsprechen der eingangs angedeuteten Positionierung der Architektur zwischen Wissenschaft und Kunst. Mir geht es jetzt um den Funken der Intuition, der, der den Entwurf wirklich gut macht, dieses kleine Moment Irrationalität, das jenseits eines strategischen Entwerfens dazukommen muss, um Architektur mit Leben zu füllen. Lässt sich dieses Moment der Irrationalität innerhalb einer Systematik oder durch das persönliche Vorleben vermitteln? Oder ist es nur ein Mythos?

Bienefeld: Es lässt sich sicherlich vorleben und entsprechend vermitteln, dass der Entwurfsprozess nicht an einem Punkt endet, wo das Soll erfüllt ist, sondern einen Schritt weitergehen muss. Dass man ein Projekt oder ein Detail beendet hat und weiter damit schwanger geht, oder man erst auf der Baustelle entscheidet, dass da noch ein Punkt roter Farbe dazugehört, das kann man nur vorleben. Das wird jeder nachvollziehen können und sich seine eigenen Gedanken dazu machen.

Schröder: Wir wissen aus unserer Praxis, dass das entwurfliche Interesse an der Sache und die Gedanken, die darum kreisen, bis in die Realisierung hinein nicht aufhören. An der Hochschule aber ist es beinahe ausgeschlossen, an das irrationale Moment heranzukommen. Anfängliche Ideen lassen sich in der kritischen Auseinandersetzung mit dem Entwurf verstärken. Sie aus dem Nichts heraus erzeugen zu wollen, gleicht dem Ziehen eines Funkens aus der Asche. Bei der Betrachtung der Realität stellen wir doch fest, dass ein großer Anteil der Architektur, die uns umgibt, vollkommen ohne Idee und ohne Konzept ausgekommen sein muss. Schon von daher haben beide, Idee und Konzept, im Zentrum einer Entwurfslehre ihren Platz, die mehr erzielt als die proforma-Lösung einer Aufgabe.

Bienefeld: Wir können in den sechs bis zehn Semestern, die uns in der Lehre zur Verfügung stehen, gebetsmühlenartig ein solides Rüstzeug vermitteln, aber das Studium geht

viel weiter. Wir müssen diesen Willen zu einem „Mehr“ in den ersten Jahren so festigen, dass er zum Mechanismus wird.

Denk: Dann ist das beste Resultat einer guten Ausbildung im Bereich Entwurf die Erzeugung einer kontinuierlichen Unzufriedenheit und eines andauernden Zweifels...

Bienefeld: Ja, das ist eine gute Metapher...

*Prof. i. V. Nikolaus Bienefeld (*1958), Architekt BDA, 1976 bis 1979 Schreinerlehre, von 1983 bis 1989 Studium der Malerei und Bildhauerei an der Kunstakademie Düsseldorf. Freischaffender Künstler, seit 1996 Übernahme des Büros von Heinz Bienefeld. Zahlreiche Veröffentlichungen. 2000-2001 Lehre an der Fachhochschule Detmold, seit 2007 Vertretungsprofessur für Entwerfen und Konstruktion an der Fachhochschule Köln.*

*Prof. i. V. Andreas Denk (*1959), Architekturhistoriker und Chefredakteur dieser Zeitschrift. Er lehrt Architekturtheorie an der Fachhochschule Köln, lebt und arbeitet in Bonn und Berlin. Zahlreiche Veröffentlichungen, Vorträge, Moderationen und Veranstaltungskonzepte.*

*Prof. Dip.Ing. Uwe Schröder, (*1964) Architekt BDA, Studium der Architektur an der Rheinisch-Westfälischen Technischen Hochschule Aachen und an der Kunstakademie Düsseldorf. Seit 1993 eigenes Büro in Bonn. Nach Lehraufträgen in Bochum und Köln von 2004 bis 2008 Professor für Entwerfen und Architekturtheorie an der Fachhochschule Köln, seit 2008 Professor am Lehr- und Forschungsgebiet Raumgestaltung an der RWTH Aachen. Von 2009 bis 2010 Gastprofessor an der Università di Bologna, Facoltà di Architettura „Aldo Rossi“. Er ist Redaktionsbeirat dieser Zeitschrift.*